Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 19

Artikel: Das Grab des Alemannen

Autor: Bauer, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672057

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sommernacht am See.

Gebirg und See im Duft Der schwülen Nacht, Glühwürmchen in der Luft, Zum Stern entfacht — Im Weft die Wolken noch, Vom Tag umhaucht, Das ferne Alpenjoch In Glanz getaucht —

Jett wird zum Schmeichellied Der Welle Laut, Die Nixe lacht im Ried, Vom Elf erschaut.

Martin Greif.

Das Grab des Alemannen.

Novelle aus der Vorgeschichte Basels von A. Bauer.

Dunkler, sternenübersäter Nachthimmel. Der leuchtende Mond scheint in die tiefe Gruft zu meinen Füßen.

Bleiche Knochen und ein gespensterhafter Schädel. Daneben ein dunkles Schwert.

Ein freigelegtes Alemannengrab. Wenn diese überreste erzählen könnten!

I

Im Jahre 496 nach Christus. Düstere Nacht.

Der Wind pfeift durch die Wipfel der alten, hohen Eichen im Haine des Donar. Dunkle Wolkenfetzen jagen am Horizonte dahin. In der Ferne grollt der Donner. Blitze zucken auf. Wotans Jagd.

Ein Reiter sprengt durch den Wald. Unbarmherzig peitscht er die Flanken des schweißbedeckten, schäumenden Pferdes. Wild jagt er am Rheine hinauf. Das Tosen des Stromes dringt dumpf durch den Wald, zuweilen den Hufschlag übertönend.

Der Wald öffnet sich. Ganz nahe erhebt sich der dunkle Umriß der alten Kömerwarte. Der Reiter biegt nach rechts und galoppiert auf einen



Färnigen im Maiental (Suftenpaß).

hellen Punkt zu. Es ist das Fenster eines niederen strohgedeckten Hauses. Pferdes und Bärensschädel hängen an der Umzäunung und am First. Hunde schlagen an. Der sinstere Mannsteigt vom Pferde, wirft dem zitternden Tiere die Zügel über den Kücken und eilt ins Haus.

In der Halle des Hauses sitzt Ranhilde mit ihren Mägden, welche spinnen und weben. Da stürzt Theodulf, der rasche Bote, ins Gemach. "Alles verloren!" Er ruft es mit gellender Stimme in den Saal. Alle fahren auf. "Ift er tot?" Ein banger Angstschrei kommt aus Ranhildes Munde. Und tonlos kommt die Antwort von Theodulf: "Er ist tot! Das Heer geschla= gen!" Mit einem Wehschrei stürzt Kanhilde nach hinten, hart schlägt sie auf dem Boden auf. Bäh= rend sich die Mägde mit der Ohnmächtigen be= schäftigen, schreitet Theodulf stumm zur Tür. Da bricht auch er zusammen. Das brechende Auge starrt in die Ferne. Die Lippen murmeln noch: "Alles... verloren." Dann sinkt er zu= rück. Durch sein Gewand sickert Blut.

II

Monate sind vergangen.

Auf dem Hofe Gethars geht es wieder wie früher. Nur stiller ist Ranhilde geworden. Stiller, seit drunten im Tale ein Kreuz steht. Seit der Franken gewappnete Söldner in der Um= gebung hausen. Seit Gethar, ihr Mann, gefal= len ist. Erschlagen von jenen Franken, die jest hier herrschen. Ja, still ist sie geworden, die blonde Ranhilde. Und tiefer Rummer prägt sich in ihren Zügen aus. Nur wenn einer der ver= haßten Fremdlinge an ihr vorübergeht, strafft sich ihr Gesicht in abweisendem Stolze. Auch zu ihr waren sie gekommen, diese Männer mit den kahlen Häuptern und den langen Röcken. Auch vor sie hatten sie das Kreuz gebracht. Aber ab= wehrend hatte sie sich verhalten. Nichts will sie wissen von den Mördern ihres Mannes.

Ihre ganze Liebe richtet sie jetzt auf ihr Kind, das sie kurz nach dem Unglückstage geboren hat. Wolf soll das Knäblein heißen, nach dem Wunsche seines Vaters. Und wie sein Vater soll er werden, ein Wolf seinen Feinden. Und stark und gerecht. Und einmal, einmal muß der Tag kommen, wo Wolf seinen Vater rächt, Blut sordert für das Leben Gethars. Blut von diesen verhaßten Feinden, den Mördern seines Vaters.

In Ranhildes Gemach steht eine Wiege. Eine große, schlanke Frau steht davor. Sinnend betrachtet sie das kleine Leben, das hier zu blühen beginnt; das hier in die neue Zeit hereinwachs sen soll, ein Bewahrer des Alten zu werden.

Aus dem lieblichen Weibe Kanhilde ist eine verschlossene Witwe geworden. Sie hat jetzt nur noch eine Pflicht auf Erden, die Erziehung des Sohnes zur Vergeltung an den Mördern ihres Mannes.

"Ich beschwöre euch, ihr Götter, laßt meinen Sohn stark und mächtig werden, damit er sich räche an diesen Hunden, die von euch abgefallen sind, daß er zum Kächer werde seines Vaters. Ich beschwöre euch!"

III

Jahre sind vergangen.

Aus dem Sängling Wolf ist ein Knabe geworden. Aber er zieht nicht durch Wald und Feld wie die andern seines Alters. Er richtet keinen Pfeil auf die Tiere. Kein lauter Freudenruf schallt aus seinem Munde. Keine fröhlichen Lieder, kein lustiges Lachen tönen von seinen Lippen. Kein Dolch hängt an seiner Seite, das stolze Zeichen der männlichen Jugend. Er galoppiert nicht auf jungen kraftvollen Pferden durch die Wiesen. Seine gelben Haare flattern nicht in wirren Locken um sein Haupt. Keine roten Wangen zieren seine dles Gesicht. Keine frohen Spiele mit seinen Altersgenossen. Keine Freude, kein Sonnenschein, kein Glück. — — Er ist bucklia.

Sin trauriges, freudenloses Dasein voller Entsagung. Er liebt seine Mutter mit einer scheuen, verehrenden Liebe. Er wird nicht mit Bärtlichseiten überhäuft. Selten eine Liebefosung, ein zärtliches Wort. Und so ahnt er nicht, welche heiße Liebe in seiner Mutter brennt, hinter ihrem verschlossenen Wesen.

Stwas hat sich auch in ihm entwickelt, die Liebe zu seinem Bolke, Verehrung seiner Götter und Haß gegen fremde Eindringlinge. Manch=mal, wenn ihm seine Mutter von der alten Frei=heit und den alten Helden seines Volkes erzählte, ballte er in wildem Haß und bitterer Verzweif=lung seine Fäuste in ohnmächtigem Zorne.

Es ist Abend. Wolf sitzt mit seiner Mutter am Feuer, und sie spricht zu ihm von der vergangenen, glücklichen Zeit. Da fällt er vor ihr nieder, und schluchzend, verzweiselt stößt er hervor: "Mutter, Mutter! Warum muß ich denn bucklig sein? Warum kann ich nicht helsen? Warum?" Da drückt sie ihn in heißer Auswallung an sich. Es zerreißt ihr sast das Herz, und ein weher Schmerz erfüllt ihre Seele. Trä= nenlos starren ihre brennenden Augen in die Ferne. "Ja warum! Warum gerade ihr Sohn! Warum gerade er, der seinen Vater rächen, sei= nem Volke helsen soll? Warum?"

TV

Im Jahre 519.

Wolf ist ein Jüngling geworden. Er ist schmächtig geblieben, verwachsen. Nur seine blauen Augen leuchten, diese sinnigen, tiesen Sterne, die so unendlich traurig und versonnen in die Welt blicken.

Er ist nicht glücklich. Wie sollte er auch. Er findet nirgends Liebe, nirgends Freundsschaft.

Nur Mitleid.

Und seine Mutter ist tot.

Ihm fehlt ein Freund. Ein Wesen, auf das er sich stützen kann, das ihn begreift, versteht bis ins tiefste Innerste. Das ihm helsen kann zu überwinden, was ihn niederdrückt. Seiner großen, hohen Seele fehlt der Körper. Er leidet mehr als andere, und niemand ist, der ihm beissteht.

Er kann sich nicht aussprechen, niemandem anvertrauen. Es hilft ihm niemand die Zwiespalte seiner Seele zu überbrücken. Er siecht dahin am Nichtverstandenwerden und Nichtbegreifen.

Hat er denn nicht das Recht, auch ein Mensch zu sein, sich als ein Mensch zu fühlen, als Mensch zu leben?

Die jüngeren Männer sitzen beieinander. Auch Wolf ist dabei. Aber er ist still und sitzt abseits. Die Leute reden über die Beiten, und sie alle zürnen und klagen über die verhaßte Fremdberrschaft. In einigen Tagen sollen sie sich dem fränkischen Grafen stellen, um dem Heer einverleibt zu werden. Unter fremden Herren Kriegsbienste leisten! Für andere sollen sie sterben! Ihrem Freiheitsgeiste widerstrebt das. Sie knirschen über diesen Zwang.

Da springt Wolf in ihre Mitte.

"Brüder", ruft er, "ich will euch helfen! Wir wollen zusammenstehen gegen diese Fremdlinge!" Seine Gestalt scheint zu wachsen. Seine Augen leuchten. Da tönt es spottend aus dem Kreise: "Hört! — Dem ist der Buckel in den Kopf gestiegen!"

Einige lachen.

Da bricht Wolf zusammen. Seine Seele hat den letzten Halt verloren.

Seine letzte Hoffnung auf die Welt ist zertrümmert. Wankend schreitet er aus dem Kreise.

Fetzt gibt es nur noch — als ein Mensch zu sterben.

V

Der große Tag ist gekommen.

Die Männer stehen im Hofe des Grafenhauses. Lauter finstere Gesichter sind zu sehen, keisner ist gerne gekommen.

Der Graf tritt vor: "Ich habe die Pflicht, euch in des Königs Heer einzustellen. Er bereitet einen Krieg vor. Morgen zieht ihr aus!" Drohendes Gemurmel geht durch die Reihen.

"Das tun wir nicht!" Es klingt entschlossen. Der Graf bleibt ruhig. "Dann muß ich euch gefangen nehmen und vor den König führen lassen. Wählt!"

Ringsum von Waffen starrende Krieger.

Da tönt es aus den Reihen: "Brüder, ich will euch helfen!" Wolf stürzt vor und stößt dem Grafen sein Schwert in den Leib. Dann bietet er lächelnden Mundes seine Brust den blinkenden Speeren der Feinde.

In der folgenden Nacht haben sie ihn begraben, ohne Gepränge, schlicht und einfach wie sein Leben gewesen. Sein Schwert legten sie ihm mit ins Grab, das Schwert, das er so selten getragen und das er einer so großen Sache geweiht hatte. Als sie ihn auf dem alten Begräbnisplatz, neben seiner Mutter versenkten, leuchtete der Mond auf seine Züge, und auf seinen Lippen schwebte ein glückliches, sieghaftes Lächeln.

Er hat sein Leben gefunden.

Früher Wandersmann.

Frühmorgens nahm ich meinen Stab, Die goldnen Bienenschwärme Erglänzten schon seldauf, seldab In blauer Morgenwärme.

Es sprang der Bach von Stein zu Stein. Die Wiesenkräuter glühten Wie Lämpchen in dem Frühlichtschein Der blassen Honigblüten.

Wie nütte ich des Tages Pracht? Ich gab dem Herzen Helle, Damit es in der dunkeln Nacht Aufströmend lichtwärts quelle.

Carl Seelia.